

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 39.

Berlin, Sonnabend den 30. März

1844.

Frankreich.

Lallemand über Europa's Zukunft.

Ein Mann, der sich in Frankreich durch seine wissenschaftlichen Leistungen einen großen Ruf erworben, Dr. Lallemand, Professor an der medizinischen Schule von Montpellier, hat so eben eine Broschüre erscheinen lassen, die, nicht nur wegen des berühmten Autors, der sich als Verfasser bekannt hat, sondern auch wegen ihres originellen, wenngleich nicht in Allem zu billigen Inhalts, wohl einige Aufmerksamkeit verdienen dürfte. Herr Lallemand, welcher der republikanischen Partei angehört, hat in dieser Schrift, die seinen gewöhnlichen Studien so fern liegt, eine Art politisches Glaubensbekenntnis liefern wollen, worin er, neben Ansichten über jetzige Zustände, auch Hoffnungen oder vielmehr Prophezeiungen in Bezug auf die Zukunft zu geben wagt.

Es ist nicht das erste Mal, daß ein solches utopisches Wahrsagen in der Literatur des uns benachbarten Landes sich vernehmen läßt. Der als sinnreicher Maler der Pariser Sitten und durch seine unglücklichen Neuerungen in der dramatischen Dichtkunst bekannte Mercier hatte schon in seinem Werke „l'An 2440“ betitelt, viel Scharfsinn und Einbildungskraft angewandt, um den Fortschritt oder, wenn man lieber will, die Entwicklung zu schildern, welche nach Jahrhunderten im sozialen Leben sich zugetragen haben könnten. Später fand der Geschichtschreiber Felix Bodin seine Freude daran, einen ähnlichen Roman zu erdichten, der aber, wegen Bodin's frühzeitigen Todes, unvollendet blieb. Der Sozialist Charles Fourier endlich, obwohl er nicht, wie beide Andere, einen vollständigen Abriss der kommenden Zeit entwarf, faßte doch mit Wohlgefallen seine phalansterische Theorie in den Rahmen solcher Träumereien ein.

In manchen Beziehungen erscheint uns Lallemand eben so grundlos als seine Vorgänger von Schwärmerei fortgerissen. Wie er voraussehen will, werden nach hundert Jahren nur noch drei große Mächte in Europa bestehen, und zwar erstlich ein Bund, der Spanien, Portugal, Frankreich, Italien und auch die Niederlande, unter Oberleitung eines Congrès ibergalitale, vereinigt; zweitens Deutschland, von der Ostsee die Donau entlang bis zum Schwarzen Meere sich erstreckend, und drittens das russische Reich, mit zwei um den Vorrang sich streitenden Hauptstädten Konstantinopel und Petersburg. Was England, Polen und Griechenland betrifft, so ist das erstere von dem Verfasser als seinem gänzlichen Verfall nahe, die polnische Republik als eine zeitliche Schutzwehr gegen russische Eroberungssucht, und das letzte als großer Vermittler des Küstenhandels in unserem Welttheil angenommen worden. Die Vereinigten Staaten Nord-Amerika's sind durch die Aufnahme von Mexiko und Kanada bereichert, leiden aber an den Folgen eines inneren, schauerlichen und langen Krieges, welchen sie gegen ihre Sklaven zu führen gehabt haben. Am entgegengesetzten Ufer des Stillen Meeres steht das wiedergeborene China im Begriffe, mit Indien, das britische Joch abzuschütteln und eine Ära der glänzendsten Wohlfahrt im alten Asien zu beginnen.

Dieser Umriß der prophezeiten Weltkarte wird dem Leser genügen. Bei näherer Betrachtung könnte uns Deutschen ein besonderer Umstand nicht wohlgefallen, nämlich daß der Franzose seinem Lande auch das linke Rheinufer zugeeignet hat. Die Gerechtigkeit muß man ihm aber widerfahren lassen, daß er sich dessen wenigstens nicht durch die Waffen zu bemächtigen wagt, sondern daß er jenes fingierte Streben nach Pariser Konzentration dem guten Willen des Rheinvolkes selber zuschreibt. Andere Erläuterungen der von Herrn Lallemand erwarteten Zukunft scheinen uns der Vernunft und der Wahrscheinlichkeit mehr gemäß, so die Errichtung eines in allen Staaten Europa's angenommenen Maß-, Gewicht- und Münz-Systems u. s. w. Es würde uns aber zu weit führen, alle Ansichten zu erwähnen, welche in diesem, nicht ohne durchdringenden Geist und ausgedehnte Forschungen, erdachten Utopien vorkommen. Alle, denen unsere kurzen Andeutungen ein Interesse eingelöst haben, verweisen wir auf das Buch selber und wollen nur noch Einiges in Bezug auf seinen Titel hinzusetzen.

Das Buch heißt „le Haehych“, ein Wort, das Vielen unbekannt lauten mag. Haehych ist nichts Anderes als unser Hans, jedoch durch die Macht des afrikanischen Klima's umgewandelt und in seiner Wirkung verstärkt. Der Samen davon, in warmes Wasser gethan, liefert ein Getränk, das den Trinkenden in einen begeisterten und traumreichen Rausch versetzt. Diese Art Thee wird von den Arabern leidenschaftlich gepossen. Seine merkwürdigste Eigenschaft besteht darin, wie Lallemand sagt, daß er die Ideen desjenigen, der ihn getrunken hat, exaktirt, ihm seine verwickeltesten Pläne in ein klares

Licht setzt, seine theuersten Entwürfe als gelungen vorstellt, die Anschauung von dem, wonach er strebt, in vollem Umfang verleiht, ihm, mit einem Worte, den frühzeitigen und ungemischten Genuß alles dessen verschafft, was seinen gewöhnlichen Gedanken, Wünschen oder Leidenschaften entspricht. Auf diese Weise hat der Verfasser oder, um seine Erfindung anzunehmen, sein junger Landsmann, der, aus Ekel an der Gegenwart, von Frankreich sich entfernt und nach Aegypten reist, durch eine Tasse Haehych die Verwirklichung aller seiner Phantasieen erlangt.

Albert und Consuelo, oder der Bund der Unsichtbaren.

Schluß-Kapitel von George Sand's „Gräfin von Rudolstadt“.

(Fortsetzung.)

Wir kehren nach dieser Abschweifung zu Albert zurück. Ihn zu enterben und zu ächten, brauchte man nicht so viele Künste. Es genügte, ihn als todt anzusehen und ihm das Auferstehen zu verbieten, da seine Auferstehung unbedeutend war. Albert hatte wahrscheinlich nichts reklamirt: wir wissen nur, daß zur Zeit seiner Verhaftung die Stiftdame Wenzeslawa in Prag, wohin sie sich einer Augenkrankheit wegen begeben hatte, gestorben war. Als Albert erfahren hatte, daß sie auf dem Todtenbette liege, konnte er der Stimme seines Herzens nicht widerstehen; er trennte sich auf der österreichischen Gränze von Consuelo und eilte nach Prag, seiner theuren Verwandten die Augen zuzudrücken. Dies war das erste Mal seit seiner Verheirathung, daß er sich wieder nach Deutschland wagte; er hoffte, seine nun zehnjährige Abwesenheit und gewisse Vorsichts-Maßregeln würden bewirken, daß er unerkannt bleibe, und er wünschte nichts, als den Segen seiner Tante zu empfangen und ihr durch seine Liebe und seinen Schmerz noch zuletzt zu beweisen, daß er nicht anders gekonnt. Die fast erblindete Stiftdame erkannte ihn nur noch an der Stimme; ihre ganze alte Zärtlichkeit brach bald hervor, sie umschlang ihn mit ihren kraftlosen Armen und nannte ihn ihren geliebten Albert, ihren theuren Sohn. Die Baroness Amalie und eine Frau aus dem Böhmerwald, welche Albert's Krankenpflegerin in früheren Zeiten gewesen war und nun die Stiftdame bediente, erschrafen über die Ähnlichkeit, welche dieser angebliche Arzt mit dem jungen Grafen hatte. Doch scheint Amalie ihn nicht sicher erkannt zu haben; wenigstens möchten wir sie nicht gern zu den Mitschuldigen bei den Verfolgungen machen, welche für Albert begannen, sobald Wenzeslawa in den Armen des Neffen ihr Leben ausgehaucht hatte. Man nahm ihn gefangen und befragte ihn zunächst über seine Verhältnisse und über die Veranlassungen, welche ihn zu der Sterbenden geführt; man wollte sein ärztliches Diplom sehen, und als er dasselbe zeigte (denn er führte gewöhnlich eines bei sich), erklärte man ihm, daß er nicht Liverani heißen könne, da er sonst, wie gewisse Leute versicherten, Trismegistos geheißten habe. Darauf konfrontirte man ihn mit der Baroness Amalie, und dies war sein Verderben. Schon unmutig über die vielen Nachforschungen, die man über ihn anstellte, und der Vorsicht müde, mit der er sich verbergen und vorstellen mußte, gestand er seiner Cousine in einem Gespräch unter vier Augen, welches gerichtlich belauscht wurde, offen, daß er Albert von Rudolstadt sey. Amalie erkannte ihn in diesem Augenblicke ohne Zweifel; doch durch ein so unerwartetes Geständniß plötzlich überrascht, fiel sie in Ohnmacht. Hiermit nahm die Sache eine andere Wendung. Man wollte Albert als einen Betrüger verurtheilen. Es wurden Zeugen, welche seinen Tod nicht bezweifelten, beigebracht; sein Grab wurde geöffnet, und es fand sich ein Skelett in demselben, welches man vielleicht am Tage zuvor hineingelegt hatte; man überredete Amalien, daß sie gegen einen Abenteurer auftreten müsse, der sie ihres Eigenthums berauben wolle, und ohne Zweifel ließ man sie nie mehr mit Albert zusammenkommen. Es war vergeblich, daß Albert erklärte, er wolle der Erbschaft entsagen, er wolle sie gerichtlich seiner Cousine zuerkennen; man wünschte den Prozeß zu verlängern und zu verwickeln, und dies gelang vollkommen, sey es nun, daß man die Kaiserin täuschte, oder, daß man ihr vorstellte, die Confiscation des Vermögens sey hier eben so wenig zu verachten wie bei dem Panduren. Um dieses Ziel zu erreichen, machinirte man gegen Amalie selbst; man kam auf ihre Flucht mit Anzoleto zurück, man hob ihren Mangel an Religiosität hervor und drohte ihr endlich im Geheimen, sie in ein Kloster zu sperren, wenn sie ihren Ansprüchen auf die streitige Erbschaft nicht entsage. Sie mußte sich daher mit dem Nachlaß ihres Vaters begnügen und sah sich noch genöthigt, einen Theil desselben als Kosten für einen Prozeß hinzugeben, zu dem man sie gezwungen hatte. Das Schloß Riesenburg und die dazu gehörigen Ländereien wurden konfisziert, und zwei

Dritttheile des Ertrages fielen bald den Richtern und den beim Prozesse be-theiligten Unterhändlern zu.

Dies ist unser Kommentar zu dem geheimnißvollen Prozesse, welcher fünf oder sechs Jahre währte, und in Folge dessen Albert durch besondere kaiserliche Gnade als ein gefährlicher Wahnsinniger aus den österreichischen Staaten weggeschafft wurde. Seit jener Zeit wurde ein dunkles Leben und eine immer größere Armuth das beklagenswerthe, doch von ihnen selbst nicht beklagte Schicksal beider Gatten. Sie nahmen ihre jüngsten Kinder zu sich; die ältesten erzogen Haydn und der Kanonikus unter den Augen und auf Kosten treuer Freunde. Consuelo hatte unwiderruflich ihre Stimme verloren, und Albert's Geistesklarheit schien durch seine Gefangenschaft, durch den Mangel an Wirksamkeit und durch die Leiden, welche seine Gattin ertragen mußte, von neuem gestört zu seyn; doch war ihre Liebe darum nicht weniger zärtlich. Die Unsichtbaren hatten während der Verfolgung Albert's aufgehört, ihm Zeichen ihrer Wirksamkeit zu geben. Ihr ganzer, großer Plan war zerrüttet, und dies vorzüglich durch Charlatane, welche die Begeisterung des Volkes für die neuen Ideen und seine Liebe zum Wunderbaren selbstständig auszubeuten suchten. Als Freimaurer von neuem verfolgt, flüchtete sich Albert nach Frankreich oder England und fuhr dort vielleicht fort, für seine Ideen zu wirken, doch blieben die Früchte dieser Thätigkeit, wenn sie Früchte trug, unbekannt.

Hier tritt eine neue große Lücke in der Geschichte Albert's und Consuelo's ein, und unsere Phantasie weiß dieselbe nicht auszufüllen. Das letzte authentische Dokument, welches wir besitzen, läßt uns unser Paar um das Jahr 1774 wiederfinden, wie es in den böhmischen Wäldern umherirrt. Wir setzen dieses Dokument mit wenigen Kürzungen hierher, und dies ist zugleich unser letztes Wort über Albert und Consuelo, denn von ihrem späteren Schicksal und ihrem Tode ist durch aus nichts bekannt.

Ein Brief Philo's *) an Ignaz Joseph Martinowicz, Professor der Physik an der Universität Lemberg.

Wie die Trabanten ein königliches Gestirn, von seiner Schwungkraft mit fortgerissen, auf seiner Bahn begleiten, so begleiteten wir Spartakus über die schroffen Stege und durch die schweigenden Schatten des Böhmerwaldes. O Freund, weshalb waren Sie nicht mit uns! Sie würden es vergessen haben, die Kiesel aus dem silbernen Bette der Flüsse hervorzufischen und, wie Sie sonst pflegen, überall nur den Adern und Gebeinen unserer Mutter, der Terra parens, nachzuforschen. Das glühende Wort des Meisters gab uns Flügel; wir eilten durch Schluchten und über Bergespitzen, ohne unsere Schritte zu zählen, ohne die Abgründe, die neben uns gähnten, zu erblicken, ohne uns am fernen Horizonte nach einer Herberge umzuschauen, welche uns am Abend aufnehmen könnte. Noch nie schien uns Spartakus so groß und von der allmächtigen Wahrheit so durchdrungen. Die Schönheiten der Natur wirkten auf seine Phantasie wie die eines großen Gedichts, und mitten in der Begeisterung verläßt ihn sein wissenschaftlicher Sinn, sein zergliedernder Verstand und sein großartiges Combinationstalent nie. Er erklärt den Himmel und die Gestirne, die Erde und die Meere mit derselben Klarheit, mit welcher er über das Recht und die trockensten strengwissenschaftlichen Gegenstände schreibt. Doch seine Seele scheint größer, wenn er mit seinen auserwählten Schülern frei und allein umherzieht, wenn sich der Azur des gestirnten Himmels über ihm wölbt oder die Morgenröthe, den neuen Tag verkündend, vor ihm emporsteigt, dann erhebt sich sein Geist über Zeit und Raum, er überschaut mit einem Blicke die ganze Menschheit in ihren Einzelheiten und in ihrer Gesamtheit und interpretirt uns das Schicksal der Throne und die große Zukunft der Völker. Sie haben ihn von seiner Kanzel herab gehört, diesen jungen Mann mit dem sonnenklaren Wort: o, daß Sie ihn nicht auch im Gebirge gesehen und gehört haben, den Mann, in welchem die Weisheit um Jahrzehnte vorausgerückt ist, und der schon seit Erschaffung der Welt auf der Erde scheint gelebt zu haben.

Als wir zu den Minen von Kuttenberg kamen, begrüßten wir die Erde, welche Ziska's erste Thaten gesehen hatte, und wir neigten uns noch ehrfurchtsvoller vor den Abgründen, welche den alten Märtyrern der Nationalfreiheit zum Grabe dienten. Hier beschloßen wir, uns zu trennen, um alle Punkte des Gebirges zugleich durchsuchen zu können. Cato **) wandte sich gegen Nordosten, Celsus ***) gegen Südosten, Ajax †) zog in gerader Richtung von Abend nach Morgen, und Pilsen wurde zum Sammelplatz bestimmt. Spartakus nahm mich mit sich und beschloß, sich auf seinen Wegen vom Zufall leiten zu lassen, indem er auf sein Glück rechnete und auf eine göttliche Eingebung, die uns zum Ziele führen sollten. Ich wunderte mich anfangs, daß er, gegen seine Gewohnheit, diesmal so planlos verfuhr; doch er erwiderte mir: „Philo, ich habe bemerkt, daß du von der Vorsehung mehr begünstigt bist als ich; was du angreiffst, gelingt fast immer. Gehe denn voran! ich folge dir, und ich vertraue deinem zweiten Gesicht, dieser geheimnißvollen Felle, auf welche die frommen Fanatiker der Vergangenheit, unsere, der Illuminaten, Vorgänger so zuversichtlich bauten.“

Es scheint in der That, daß der Meister Recht hatte. Vor dem Schluß des zweiten Tages hatten wir den Gegenstand unserer Nachforschungen gefunden, und ich wurde auf folgende Weise das Werkzeug der Vorsehung. Wir waren zum Ausgang der Wälder gelangt, und der Weg spaltete sich vor uns

*) Wahrscheinlich ist dies der berühmte Freiherr von Knigge, welcher unter den Illuminaten Philo hieß; der im Briefe erwähnte Spartakus aber ist, nach diesem Namen zu urtheilen, Adam Weishaupt.

**) Ohne Zweifel Laver Zwack, welcher Hofrath war und als ein Haupt der Illuminaten verbannt wurde.

**) Bader, Arzt der verstorbenen Churfürstin von Bayern, Illuminat.

†) Wassenhausen, Rath zu München, Illuminat.

(Anmerkungen George Sand's.)

in zwei verschiedenen Richtungen. Auf der einen Seite senkte er sich in tiefe Gründe hinab, auf der anderen strom er an dem sanften Abhänge des Gebirges empor. „Wohin wenden wir uns jetzt?“ sagte Spartakus, indem er sich auf ein Felsstück setzte. „Ich sehe hier bebauete Ländereien, Wiesen, niedrige Hütten; man hat uns gesagt, daß er arm sey; darum wird er bei den Armen leben. Wir wollen also bei den Hirten des Thales uns nach ihm erkundigen.“

„Nein, Meister“, antwortete ich, indem ich auf den anderen Weg zeigte, „ich sehe zu meiner Rechten jähe Abhänge und die zertrümmerten Mauern eines alten Gebäudes; man hat uns gesagt, daß er ein Dichter sey, er wird darum die Ruinen und die Einsamkeit lieben.“

„Auch gut“, entgegnete Spartakus lächelnd. „Sieh, dort steigt der Abendstern empor; weiß wie eine Perle steigt er aus dem rothigen Himmel über den Trümmern des alten Palastes herauf. Wir sind die Hirten, welche einen Propheten suchen, und der Stern wandelt vor uns her.“

Wir waren bald zu den Ruinen gelangt. Sie gehörten einem großartigen Gebäude an, welches zu verschiedenen Epochen aufgeführt war; doch ruhten jetzt die Trümmer aus der Zeit Karl's des Großen friedlich neben denen aus der späten ritterlichen Zeit. Nicht die Jahrhunderte hatten diesen Bau zerstört, sondern durch Menschenhände war er in neuerer Zeit gefallen. Es war noch ganz hell, als wir durch den ausgetrockneten Burggraben und durch das zertrümmerte Thor in den Hof traten. Hier fanden wir einen Greis, der auf den Trümmern saß, in bunte Lumpen seltsam gekleidet war und mehr einem Auserkandenen aus der Vorzeit, als einem Sohne der Gegenwart glich. Sein Bart fiel lang und gelblichweiß auf die Brust herab, und auf seinem kahlen Kopfe spielten die letzten Strahlen der Sonne wie auf dem Spiegel eines Sees. Spartakus zitterte und fragte ihn, rasch auf ihn zu eilend, nach dem Namen des Schlosses. Der Alte schien uns nicht zu hören; er bestete seine Augen wie gläsern auf uns, doch er schien uns nicht zu sehen. Wir fragten, wie er heiße; er antwortete nicht; auf seinem Gesichte lag eine gedankenlose, träumerische Ruhe. Spartakus gab ihm eine Silbermünze in die Hand; der Greis näherte sie seinen Augen und ließ sie darauf fallen, als ob er ihren Werth nicht kenne.

„Wie ist es möglich“, sprach ich zum Meister, „daß man einen Greis, der seiner Sinne und seiner Vernunft so gänzlich beraubt ist, im wästen Gebirge ohne irgend einen Führer läßt?“ — „Wir wollen ihn zu einer Herberge führen“, sagte Spartakus. Doch als wir uns anschickten, ihn aufzurichten, um zu sehen, ob er sich auf den Beinen halten könne, gebot er uns durch ein Zeichen, ihn nicht zu stören, indem er einen Finger auf die Lippen legte und mit der anderen Hand auf den Hintergrund des grünbewachsenen Hofes hinwies. Wir erblickten Niemand, doch bald wurde unser Ohr von dem Klange einer Violine getroffen, und ich habe nie so kräftige, volle, präcise, in die tiefste Seele sich einschmelzende Töne auf einer Violine gehört. Das Herz süßte sich andächtig und doch zugleich kriegerisch aufgeregt. Eine Art Rausch erfaßte den Meister und mich, und wir gestanden uns durch Blicke, daß uns etwas Großes, Geheimnißvolles hier nahe sey. Das Anliß des Greises leuchtete wie in Begeisterung, und ein seltsames Lächeln zitterte um seine Lippen; wir sahen, daß sein Geist und seine Sinne noch nicht abgestumpft waren.

Nach einer kurzen herrlichen Melodie trat neue Stille ein, und wir sahen uns gegenüber aus den Ruinen einen Mann in reifem Alter auf uns zukommen, dessen Aeußeres uns mit Ehrfurcht erfüllte. Er hatte ein schönes Gesicht, aus dem ein tiefer, strenger Ernst sprach, und war sehr regelmäßig gebaut; unter dem Arm trug er die Violine und hatte den Bogen durch seinen ledernen Gürtel gesteckt. Seine weiten Beinkleider aus grobem Stoffe, die Sandalen, welche dem antiken Kothurn ähnlich waren, und der lange schaflederne Rock, wie ihn die Bauern an der Donau tragen, schienen den Musiker als einen Hirten oder Ackerbauer zu bezeichnen, doch seine weißen, feinen Hände und sein stolzer Blick protestirten gegen das Zeugniß der Kleidung. Der Meister sah ihn einige Zeit schweigend an; dann drückte er mir die Hand, und ich fühlte, wie die seine zitterte. „Das ist er!“ flüsterte er mir zu; „ich wußte nicht, daß er ein Musiker sey, doch ich erkenne sein Gesicht, denn ich habe es in meinen Träumen geschaut.“

Der Violinspieler näherte sich uns, ohne die geringste Ueberraschung zu verrathen. Er erwiderte unseren Gruß mit würdevoller Freundlichkeit und sprach, indem er an den Greis hintrat: „Wohlauf Idenko, ich gehe fort, stüße dich auf deinen Freund.“ Der Greis machte eine Anstrengung, um aufzustehen; der Musiker unterstützte ihn dabei mit seinen Armen, und indem er sich unter ihm beugte, um ihm gleichsam zum Stocke zu dienen, schritt er langsam neben ihm her. In dieser Umgebung eines edlen und schönen Mannes, vor unter der Last eines in Lumpen gehüllten Greises dahinschlich, lag etwas unaussprechlich Rührendes. Des Meisters Augen füllten sich mit Thränen, und auch ich fühlte mich bewegt, indem ich bald auf unseren Spartakus, diesen genialen Mann der Zukunft, bald auf den Unbekannten blickte, in welchem eine große Vergangenheit begraben zu liegen schien. (Fortsetzung folgt.)

Holland.

Holländische Marinebilder.

Von Heinrich Smidt.

VI. Das Wirthshaus zum Ankerstoc. *)

(November 1653.)

War ein großes Schenkhäus im Texel, zunächst der See belegen, das hieß zum Ankerstoc und hatte zu allen Tageszeiten eine große Zahl von

*) Vgl. Nr. 28 des Magazins.

Gästen. Da strömten aus und ein dienstpflichtige und abgedankte Orlogsmatrosen, schmutzige Ostindienfahrer, mit der bunten Seidenschärpe um den Arm, und lustiges Kauffahrteivolk aus aller Herren Länder. Der Wirth, ein ehemaliger Bootsmannsmaat, der in der Godwinschlacht sein rechtes Bein eingebüßt und dafür einen Stelzfuß einhandelte, hielt musterhafte Ordnung im Hause und unter den Gästen, die er in drei Klassen gebracht hatte. Zur ersten Klasse gehörten die, so bezahlten, aber nicht tranken; sie bestand aus Jungmatrosen, Bootsmannsjungen, Kajütswächtern und anderem grünen Volk, das im Geldausgeben nicht beschränkt wurde, aber nur wenig dafür genießen durfte. Die zweite Klasse bestand aus befahrenen Leuten; die durften nicht nur fordern, was sie bezahlten, sondern konnten's auch verzehren, ganz nach ihrem Belieben. Die dritte Klasse endlich, die nicht bezahlte, aber stott verzehrte, waren Veteranen mit und ohne Beine, mit und ohne Augen, ausgewettertes Volk, wie es Morgens früh und Abends spät auf allen Marine-Werften umherhumpelt.

Die große Gaststube in der Ankerstod-Schenke bot eine mannigfache Aussicht. Die Nordfenster zeigten nach der See, wo eben ein Sturm im Anzuge war und die Wellen wild durch einander sprangen. Sie spielten Fangball mit den Schiffen, die auf der Rhyde lagen, und die plumpen Fluittschiffe mit ihren Hütten und Backschanzen hüpfen so lustig Welle auf, Welle ab, als wären's leichte Zollboote gewesen. Die Ostfenster aber gewährten die Aussicht auf ein stattliches Haus, der Admiralität gehörig, in dessen erstem Stock sich eine Versammlung bewegte, welche die Aufmerksamkeit der in der Schenke versammelten Gäste in hohem Grade erregte. Sie hatten sich Alle an die Fenster gestellt, und obgleich der Wind stark auffrischte und ein feiner Sprühregen niederschlug, waren doch die Fenster geöffnet, um besser sehen zu können, und der Wirth mit dem Stelzfuße stand mitten unter ihnen.

„Da!“ rief er lebhaft. „Da ist wieder Einer! Ich kann ihn nicht genau erkennen. Gott stärke meine Augen! Wer in des drei Teufels Namen ist es?“

„Du trinkst so viel Jenever und Wasser den Vormittag über, daß Du am hellen Mittag nicht mehr über die Straße sehen kannst, Ankerstod!“ antwortete ein nafeweiser Kauffahrer, der sich auf die breite Schulter des Wirthes lehnte. Dieser stieß zum Dank dem Kauffahrer mit seinem Stelzfuß auf die Zehen und sagte gelassen:

„Nun gehen mir die Augen auf, das ist unser de Ruiter! Ein Hurrah für unsern de Ruiter!“

Der Commandeur de Ruiter winkte einen Gruß mit der Hand und wandte sich dann zu einem Manne, der ihm zur Seite trat.

„Hei! Wer ist das? Meiner Seele, das ist van Tromp! Van Tromp, der uns seine Kinder nennt, van Tromp, der Matrosenfreund! Unser Bestevader! Hoch ihm! Hoch!“

So jubelten die Seeleute dem Helden entgegen, und dieser nickte und winkte und deutete hinaus auf die Rhyde, als wollte er sagen: „Nun soll's wieder losgehen!“

Aufs neue begann der Jubelruf, der nur durch die Ankunft zweier anderer hoher Flotten-Offiziere unterbrochen ward.

„Wer ist, mit Verlaub, der Vorderste da, mit dem weißen, schmalen Gesicht, der den Kopf zur Erde senkt und die Arme unterschlägt?“ fragte ein junger Matrose.

„Weil Du höflich fragst, sollst Du Antwort bekommen“, sprach der Wirth. „Wenn Einer von Dir wissen will, wer es ist, so sage nur: Du kennst ihn nicht.“ Zu einem alten Seemann aber, der im zweiten Fenster lehnte, schrie er hinüber: „Herr Vice-Admiral Jan Evertson scheint sich nicht sonderlich viel aus dem ganzen Handel zu machen. Er sieht aus, als ob er sagen wollte: Wenn's ohne mich geht, ist's auch gut. Doch muß man sagen, wenn er einmal dazwischen ist, schlägt er zu wie tausend Teufel! Darum dachte ich, wir könnten ihm auch ein Hurrah bringen!“

Das geschah; aber es fiel so dürftig aus, daß der Offizier sich nicht einmal umwandre, sondern mit besonderer Gleichgültigkeit in das Haus ging.

„Da kommt Cornelius de Witt!“ rief Einer, und ein lautes Murren flog durch die Versammlung. In demselben Augenblick traten Alle von den Fenstern zurück, und diese wurden geschlossen.

„Laßt ihn gehen, diesen Menschenhinder, diesen Tyrannen! Seht nicht nach ihm aus!“ riefen die Leute durch einander. „Wen er ansieht, der ist hin! Er hat's böse Auge und kann nicht lachen, bevor er nicht ein unschuldiges Schiffsvolk zuschanden gequält.“

So fielen sie von allen Seiten über den Vice-Admiral Witte, Cornelius de Witt, her, der in der ganzen Flotte wegen seiner Grausamkeit und Härte gehaßt wurde und trotz seiner verwegenen Tapferkeit nicht die geringste Theilnahme unter den Seeleuten erwecken konnte.

Noch hatten sich die Gemüther nicht beruhigt, als ein greiser Veteran mit seiner Krücke heranpinkte, der einen jungen Seemann, den er an der Hand hielt, zu den Uebrigen führte.

„Guten Tag, Jungens!“ rief der Alte einigen alten Kameraden zu. „Da bringe ich Euch einen Neuen, der, wie Ihr seht, seinen Arm in der Binde trägt. Er hat's gleich zu Anfang tüchtig weg bekommen, sage ich Euch.“

„Wo? Wo?“ fragten neugierig die Andern.

„Auch, wo anders als auf der Mittelländischen See, wo Jan van Galen vor Livorno den Engländer wacker frisiert hat und ihm seine Schiffe in Brand steckte. He! Georg, wie viel Schiffe steckte er ihm an?“

„Fünf!“ entgegnete der junge Invalide.

„Habt Ihr's gehört? Fünf! Ja, ja! Ich sage es, der Engländer ist seinem Untergange nahe, der Franzose pfeift auf dem letzten Loche, der Däne

und der Schwede sind in der Dfisee eingesperrt, und es wird bald auf allen Meeren keine Flagge mehr geben, als die holländische.“

„Erzählt, Georg, erzählt!“ riefen die Veteranen durch einander. „Nehmt dies Glas! He! Du Jungmatrose, bezahle dafür drei Stüber! — So, Landmann, trink und erzähle. Es war wohl der Mühe werth?“

„Das will ich meinen“, entgegnete Georg, beflaglich trinkend und nach der Pfeife langend, die ihm geboten wurde. „Da kam zuerst der „Bonaventura“ an die Reihe, dem alle seine vierundvierzig Kanonen nichts halfen; er mußte doch in die Luft. Ihm folgte der „Samson“ und der „Kaufmann“, so daß es eine Gluth wurde, die nicht auszuhalten war. Darum salvirten wir uns und trafen auf das Commandeurschiff „Tiger“, welches Lord Appleton kommandirte. Sage Euch, er hielt sich tapfer; aber er konnte es nicht verhindern, daß wir uns ihm seitwärts legten und ihn enterten. Ich war einer der Ersten auf dem englischen Deck und erhielt den Pied im Arm von dem Lord selbst. Er ist wohl zeitweilig nicht mehr zu gebrauchen, aber das schadet nichts, es hat's ein Lord gethan, der gleich darauf erschossen wurde.“

„Das ist gut, daß Du auf Ehre hältst, mein Junge!“ sagte ein halbblinder Invalide, „ob es gleich ein Teufelholen ist, wer uns den Arm weghaut.“

„Auf unserem Commandeurschiff“, fuhr Georg fort, „ging es absonderlich heiß her. Die englischen Kanonen sparten nichts an uns, und die zweite Kugel schon, die an Bord kam, schlug so bestig gegen des van Galen Bein, daß man's am Knie abnehmen mußte. Was thut nun van Galen? Hundert Andere hätten sich in die Hängematte tragen lassen, um da zu schreien und zu beten; er aber ließ von dem Zimmermann einen Stuhl zusammenschlagen, darauf band ihn der erste Lieutenant fest, und von dem Dach der Hütte aus kommandirte er lustig: „Frisk! Jungens, frisch! Und Feuer ohne Ende!“ Heidi, da hätte ich Den sehen wollen, der zurückgeblieben wäre! Kugeln und Schläge fielen hageldicht, und noch war es nicht Abend, als wir die Engländer ganz und gar verjagt hatten.“

„Nun, und das Ende vom Liede?“

„Das Ende vom Liede habe ich nicht mitgezungen, denn ich konnte keinen Degen mehr halten. Ich weiß nur, daß wir uns keine Zeit nahmen, die flüchtigen Engländer zu verfolgen, sondern mit unseren zerflossenen Schiffen genug zu thun hatten, unsere Prisen in Sicherheit zu bringen. Hatten wir auch die Engländer in die Flucht geschlagen, so hatten sie uns doch tüchtig zerzaust. Sind teufelsmäßig gute Seeleute, und es machte uns keine Schande, wenn es Holländer wären.“

„Und was wurde aus van Galen, Georg?“

Der junge Invalide legte die Pfeife weg und fuhr mit der Hand über die Augen: „Sie banden ihn vom Stuhle los und trugen ihn zu Boot, denn er sollte ans Land unter des Doktors Messer. Als er über den Reiling gehoben wurde, sah er noch einmal über das Verdeck hin. „Komme nicht wieder an Bord!“ brummte er in den Bart, als er in das Boot hinabglitt. Und so war es auch, denn am anderen Morgen war er todt. Fuhr uns Allen durch's Herz, als wir's hörten, denn wir liebten ihn über die Maßen und sahen ihn immer vor uns, wie er auf dem hölzernen Stuhl saß, ohne Bein, aber mit bligenden Augen und das Hurrah für die Flagge auf den Lippen. Jungens, diesen Tropfen zu van Galen's Gedächtniß!“ Er griff nach dem Glase, und Alle tranken still und tief bewegt.

Die ernste Stille ward durch einige neue Ankömmlinge unterbrochen, die mit lautem Hallo in die Schenke stürmten. Der Vorderste von ihnen hielt ein großes Blatt Papier in die Höhe: „Da habt Ihr das Plakat, das Plakat!“

„Was für ein Plakat, Seehund?“ fragte der Wirth.

„Stelzfuß, fragst Du das als Wirth, oder als Bootsmannsmaat?“

„Als Bootsmannsmaat!“

„Da will ich Dir's sagen, denn als solcher bist Du mehr als ein schlichter Toppgast, und dann geht es auch Dich an. Aufgeschaut, Ihr Leute; dies Plakat ist ein Plakat, welches die Herren Staaten für uns erlassen haben. Merkt's wohl, für uns! denn es steht darin geschrieben, was der bekommen soll, der irgend eine große That vollbringt oder Unglück hat zur See, mit Verlust von Gliedmaßen und dergleichen.“

„Gebt her! Gebt her!“ riefen die Matrosen von allen Seiten und streckten die Hände danach aus. Der Seemann aber sprang auf einen Tisch und hielt das Papier hoch in die Höhe: „Ha! Ha! Nicht so eilig mit Euren halben Armen und dreiviertel Beinen! Wenn ich es Euch nun gebe, ist Einer unter Euch, der es lesen und den Andern verdolmetzchen kann! He, könnt Ihr lesen?“

Die alten Matrosen wandten sich verlegen ab, denn sie kannten keinen Buchstaben, und das junge Volk, von dem es mancher verstand, wagte nicht, den Mund zu öffnen. Der Seemann auf dem Tische lachte sie Alle weiblich aus und sagte: „Seht Ihr wohl! Nun hängt es doch von mir ab, was Ihr zu wissen kriegen sollt! Tretet denn her und höret, was die Edelmögenden Herren Euch durch mich zu wissen thun.“

„Erstens: Wer ein feindliches Schiff nimmt, der soll dasselbe als sein rechtes Eigenthum behalten, sammt Allem, was an Geld und Geldeswerth innerhalb seiner Planken zu finden ist. Wenn es sich träre, daß das weggenommene Schiff das Admiralschiff wäre, so soll er noch außerdem 10,000 Gulden, für ein gewöhnliches Schiff aber 6000 bis 4000 Gulden haben, je nachdem es groß ist.“

„Zweitens:“ sagte einer der Veteranen misanthropisch. „Was geht das uns an? Dergleichen können wir nicht mehr verdienen; dürfen uns auch nicht darüber freuen, daß es jemals an Einen von uns kommt, denn wie soll ein Matrose Admiralschiffe nehmen? Das müßt Ihr drüben im gelben Hause lesen.“

„Die Reihe kommt auch an uns“, sprach der Vorleser ruhig. „Gebt nur Acht: Zweitens: Wer von dem feindlichen Admiralschiff die Flagge holt, empfängt eine Belohnung von 1000 Gulden, wer sie von dem Schiffe des Vice-Admirals holt, 500 Gulden, von jedem anderen 300.“

„Das ist für junges Volk mit gefunden Armen und Beinen“, brummte der Veteran. „Gebt uns also auch nichts an. Kame es aber an einen solchen und sie brächten ihn hierher in den Ankerstod, der sollte nicht eher wieder heraus, als bis der letzte Gulden verzehrt wäre.“

„Nun kommt's an Dich, Alter!“ sagte der Vorleser. „Drittens: Handelt von denen Matrosen und deren Gliedmaßen. Wer zur See im Gefecht oder sonst im Schiffsdienst eines oder das andere seiner Gliedmaßen ladirte oder solches ganz und gar einbüßte, der soll empfangen: Für zwei Augen 1000 Fl., für eines 240 Fl., für beide Arme 1000 Fl., für den rechten Arm 333 Fl., für den linken Arm 266 Fl., für beide Hände 933 Fl., für die rechte Hand 266 Fl., für die linke Hand 240 Fl., für beide Beine 333 Fl., für ein Bein 240 Fl., für beide Füße 333 Fl., für einen Fuß 160 Fl.“

Der Vorleser sprang vom Tisch herunter. Alle sprachen und schrien durch einander: „Georg! Du hast Deinen Arm vor Livorno verloren, ist's Dein rechter oder Dein linker?“

„Daß einen Jeneverschiefer vor den Augen, daß Du nicht sehen kannst? Es ist der rechte.“

„Dann kriegt er 333 Gulden und noch einen Dank von den Hochmögenden Herren! Georg, wir gönnen Euch die 300, aber die 33 könntet Ihr wohl zum allgemeinen Nutzen verwenden.“

Da rollte der Stelzfußwirth einen großen Armstuhl heran, darin saß ein greiser Matrose, der hatte in einer früheren Seeschlacht beide Augen verloren und erhielt das Gnadenbrod für seinen Leibgulden. „Wie ist's hier mit dem alten Joost? Bekommt der auch seine Augen bezahlt, oder gilt das nur für die Leute, welche von jetzt ab das Unglück haben?“

„Meiner Treu, ich kann's Euch nicht sagen, denn davon steht hier kein gedrucktes Wort. — Still, der alte Joost schläft und hört all unser Toben und Tribuliren nicht. Aber wir können's ja leicht erfahren, denn unsere Admirale sind drüben im gelben Hause.“

„Sie sind nicht mehr darin“, rief Einer vom Fenster her, „sie sind schon auf der Straße.“

„Desto besser!“ sagte der Vorleser, „so gehe ich zu ihnen. Kommen Einige von Euch mir nach, damit es nach etwas Stattlichem ausseht.“ — Er ging hinaus und eine große Anzahl der anwesenden Seeleute sprang oder humpelte hinter ihm drein.

Vor dem gelben Hause, welches der Schenke gegenüber lag, standen de Ruitter und Herperts van Tromp. Die Admirale Everison und Cornelius de Witt hatten sich schon beurlaubt und schritten nach verschiedenen Richtungen die Straße entlang. Die Matrosen näherten sich dem Eingange des Hauses, respektvoll den Hut in der Hand, und der Vorleser sagte mit einem Krachfuß: „Mit Verlaub vor Euch, Herr Commandeur, und vor Euch, Mynheer Bestevader van Tromp! Es ist uns da ein Plakat zugekommen, welches von uns und unseren Gliedmaßen handelt.“

„Ja! Ja! von Euch, Kinder!“ entgegnete van Tromp. „Bezahlen, was Ihr hingebt. Neuer Krieg! Neues Volk! Bald in See!“

„Die Staaten sorgen väterlich für Euch!“ fügte de Ruitter hinzu. „Wer von Euch im Dienst des Vaterlandes verstümmelt wird, soll dafür mindestens so viel als möglich eine Entschädigung empfangen.“

„Ja, Herr Commandeur!“ entgegnete ein alter Seemann. „Verstehe Euch schon. Das ist für die, welche nun herankommen. Aber wir, die schon Arme und Beine früher verloren, wie steht es mit uns, Herr?“

„Ha! Ha! Da stehen wir!“ sagte van Tromp. „Nichts da, mit Euch! Nichts da, Kinder! Die Herren Staaten zahlen: Von jetzt ab.“

„Arme und Beine steigen von heute ab im Preise“, sagte der Veteran. „Unsere sind ja auch längst verwest. Also nichts dafür. Aber, wie ist es mit den Augen? Ist es mit den Augen auch so?“

„Was Augen! Was wollt Ihr mit den Augen?“ fragte hastig van Tromp.

„Ich meine nur so, wegen des alten Joost!“ sagte der Alte. „Sind funfzehn Jahre her, seit er durch Sprengung einer Kanone die beiden Augen verlor. Um Den hat sich Niemand gekümmert sein Lebstage, und er sitzt Tag ein, Tag aus drüben im Ankerstod und kaut das Gnadenbrod. Das ist hart, meine ich, und es wäre wohl gut, wenn man ihm zu den tausend Gulden verheßen könnte, welche die Herren Staaten den künftigen Blinden geben wollen.“

„Joost!“ sagte van Tromp. „Ein Joost verlor die Augen am Bord meines Schiffes.... Donnerwetter!... Kommt, de Ruitter, wollen den Mann sehen.“

Sie traten in die Schenke. Der alte Joost saß noch immer auf seinem Rollstuhl in der Mitte der Stube, denn es hatte ihn Niemand weggeführt. Er hatte den Kopf auf die Brust gefenkt und die Hände gefaltet. Der Wirth trat zu ihm: „Seht auf, Joost.... ja, so! Hebt den Kopf auf, Kerl, da sind die Herren Admirale, die Euch sehen wollen.... He! Alter!... Es ist nichts, gestrenge Herren, der hört nicht mehr; er ist eingeschlafen für immer.“

„Frieden mit ihm!“ sprach de Ruitter und legte seine Hand auf das Haupt des Greises.

„Kennt nicht! Donnerwetter!“ sprach Tromp. „Ja mein alter Joost!“

Joost tüchtig! Wird mich stets ärgern, ihn vergessen zu haben. Wollen ihm das Geleite geben.“

Am dritten Tage gegen Abend trugen sie den alten Joost aus der Schenke zum Ankerstod. Zunächst hinter dem Sarge gingen van Tromp und de Ruitter; ein unabsehbarer Zug von Seeleuten schloß sich an. De Ruitter sprach das Gebet, van Tromp warf eine Handvoll Erde auf den Sarg, dann gingen Beide an Bord ihrer Schiffe, um am nächsten Morgen die Anker zu lichten.

Mannigfaltiges.

— Ueber *Consuelo*. Die Augsburger Allg. Zeitung theilte kürzlich ein französisches und ein deutsches Urtheil (wahrscheinlich von Levin Schücking) über die Sand und *Consuelo* mit; der französische Kritiker zürnt über die nebelhaften Theorien einer sozialen und mystischen Wiedergeburt, denen die Sand in ihren neueren Schriften nachhänge, und bittet sie lebentlich, ihre reiche literarische Begabung zu einer einfachen Erzählung, einer echten Herzensgeschichte zu verwenden und nicht mehr todte Philosopheme in das glänzende Bahrtuch ihres prachtvollen Stils zu hüllen. *Consuelo* predige und moralisire zu viel, sie rage zu hoch über alle Menschen hinweg: sie sey die Apotheose des Weibes. Das Geschlecht, welches die Männer-Eitelkeit tief unter sich gestellt hat, sey für die Zukunft vollständig durch sie rehabilitirt. Abgesehen von dieser Ironie, unterschreibt der deutsche Kritiker das Urtheil des Franzosen als ein sehr geistreiches; er fügt selbst jedoch viel geistreichere Aussprüche hinzu und bezeugt sich recht wie ein in Herz und Kopf durchglühter Bewunderer der Sand. Fast naiv unterbricht er einmal seine Ertaße mit diesen Worten: „Ist es ein Wunder, daß eine so einzige, so weiche und dabei so edle, vornehme (?) Erscheinung den deutschen Schriftsteller von Geist (sic!) und Gefühl, der über sie anhebt, unfehlbar jedesmal in ein gewisses Schwärmen versetzt?“ — Bislang ist es nicht Brauch bei uns gewesen, sich selbst Geist zuzusprechen; Gefühl zu besitzen, darf man versichern, das ist wenigstens eine tugendhafte Eitelkeit. Uebrigens klingt die Schwärmererei wirklich recht poetisch, ob auch etwas überschwänglich, wenn der deutsche Kritiker von der Sand sagt: „Ihr warm-pulsiges Herz pocht in ihren Schriften, und durch die krystallene hellgeschliffene Schale ihrer Form bricht und wirft es seine dunkelrothen glühenden Lichter.“

— Beide jedoch, sowohl der Franzose als der Deutsche, haben die gelungensten Züge in *Consuelo* nicht hervorgehoben. Welche köstliche Figur ist z. B. die Tante Benzeslawa, dieses rührende Bild der Familienliebe, ein Engel in der betrübten Hülle einer häßlichen alten Jungfer; wie fein schattirt sich die menschliche Schwäche des Alltagslebens hier ab bis zu der engelhaften Größe von Liebe und Schmerz, wie der Tod eines Kindes, eines Pflegekindes des Herzens sie erweckt. Und wie feierlich schön ist dieser Tod im Familienkreis geschildert; welche großartige Poesie liegt in *Consuelo*'s Reigung, die erst am Sarge des Geliebten lebendig erwacht, wie eine Auferstehungs-Ahnung; wie ergreifend wirkt neben diesem, ich möchte sagen, seelischen Ernst die heitere regelmäßige Abwechslung der Natur: der wiederkehrende Frühling, der rings um das Trauerhaus sich mit jungem Grün und Vogelgezwitscher ausbreitet. Darin liegt die echte Meisterschaft, die George Sand über Dichtung und Wahrheit übt. J. v. S.

— Noch ein Wort über George Sand. Ein Feuilletonist des Journal des Débats, Herr G. de Molènes, beginnt in einem der neuesten Blätter dieser Zeitung eine Kritik über George Sand's „*Consuelo*“ und „*Gräfin von Rudolstadt*“, die weder mit obigen Aeußerungen unserer verehrten Mitarbeiterin, Fr. J. v. S., noch mit unseren eigenen Ansichten übereinstimmt. Herrn de Molènes zufolge, ist George Sand höchstens berechtigt, zu denjenigen Schriftstellern gezählt zu werden, welche gut erzählen, um Anderen die Zeit zu vertreiben, während sie sich selbst einen Beruf zutrauen soll, den nur ein Mann erfüllen könne, der die Eigenschaften *Boltaire*'s und *Montesquieu*'s, *Goethe*'s und *Spron*'s in sich vereinige — den Beruf nämlich, ihre Zeit umzubilden und ein neues Jahrhundert des Gedankens und der That herbeizuführen. Der Kritiker geht die einzelnen Romane George Sand's durch, um ihr zu beweisen, daß sie eben nur ein Menschenkind, wie viele Andere, sey. Das wollen wir ihm auch gern zugeben, aber wir fragen ihn, welcher heutige französische Schriftsteller wohl eben so viel treue Menschenbeobachtung mit echter Poesie verbinde, wie diese Frau? In ihren früheren Schriften finden sich allerdings noch weit mehr unreine Schlacken als edles Metall; die Richtung jedoch, die sie in ihren letzten Arbeiten genommen, ist davon so verschieden, es ist darin das Walten eines so reichen und mächtigen Genius, das Pulsiren eines so tiefführenden Herzens zu erkennen, daß es jedenfalls voreilig ist, ein Urtheil über sie abzugeben, wie es Herr de Molènes thut, der ihre Laufbahn bereits für abgeschlossen hält. Die Ansicht des genannten Kritikers dürfte in Deutschland nur von Benigen unterschrieben werden; ja, es scheint in der That, als ob George Sand jetzt mehr noch auf deutsche als auf französische Leser rechnen könne.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.